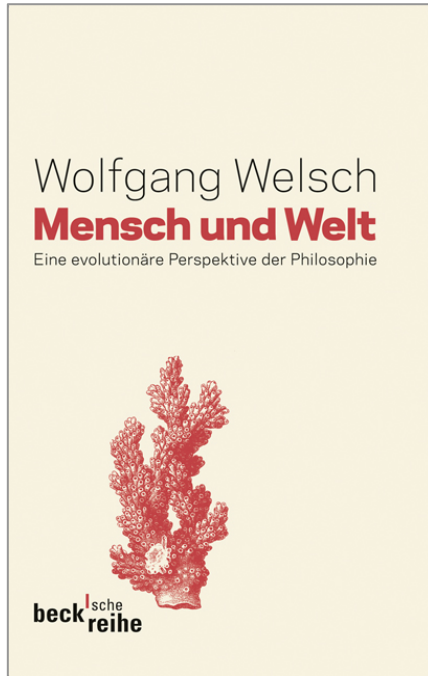


Unverkäufliche Leseprobe



Wolfgang Welsch
Mensch und Welt
Eine evolutionäre Perspektive der
Philosophie

191 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-63082-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/9329185>

Vorwort

Die folgenden acht Vorlesungen wurden auf Einladung der Klassik Stiftung Weimar im Mai und Juni 2011 in Weimar gehalten. Die Initiative dazu ging von Herrn Dr. Rüdiger Schmidt-Grépalý, dem Leiter des Kollegs Friedrich Nietzsche, aus. Er hatte schon Jahre zuvor eine Vorlesungsreihe mit dem Titel «Vom Denken der Welt» begründet. Ein solcher Titel ist in der heutigen intellektuellen Szenerie ungewöhnlich. Üblicherweise widmet man sich begrenzteren Themen: der Mediengesellschaft, dem Schwinden des Politischen oder der Ästhetisierung des Alltags, also Aspekten der menschlichen Welt. Hingegen ist, wirklich die ganze Welt ins Auge zu fassen, unüblich geworden. Und dann gar noch als Gegenstand nicht historischer oder naturwissenschaftlicher Betrachtung, sondern des Denkens!

Wie ist der anspruchsvolle Titel «Vom Denken der Welt» zu verstehen? Zwei Lesarten bieten sich an: eine naheliegende und eine ungewöhnliche. Erstens kann gemeint sein, dass wir die Welt denken. Das kommt einem bei diesem Titel wohl zunächst in den Sinn. Man könnte den Titel aber auch im umgekehrten Sinn auffassen: dass die Welt sich in uns bzw. in unserem Denken denkt. Der Genitiv «der Welt» kann (wie so oft) als genitivus obiectivus (die Welt ist Objekt des Denkens) wie als genitivus subiectivus (die Welt ist das Subjekt des Denkens) aufgefasst werden. Am Schluss der Vorlesungen wird klar sein, wie und warum ich meine, dass beides zusammengehört.

Vorab will ich einen Überblick über die Vorlesungen geben: Die 1. Vorlesung ist der Darstellung der modernen Denkform gewidmet. Ich nenne sie die «anthropische Denkform». Ihr Prinzip wurde erstmals von Diderot formuliert: «Der Mensch ist der einzigartige Begriff, von dem man ausgehen und auf den man alles zurückführen muss.» Dieses anthropische Prinzip bildet den Ge-

neralnenner der Moderne. Seiner Kritik und Überwindung gelten meine Bemühungen. In der 2. Vorlesung werden ältere geistesgeschichtliche Alternativen zur modernen Sicht des Verhältnisses von Mensch und Welt diskutiert, insbesondere solche, die eine Weltentsprechung des Menschen vertreten (Platon, Aristoteles). Die 3. Vorlesung zeichnet die Genese der modernen Sichtweise im Gefolge der kopernikanischen Revolution und der im 17. Jahrhundert erblühenden Spekulationen über die Bewohner anderer Gestirne nach. In der 4. Vorlesung versuche ich tiefer zu graben und den eigentlichen Grund der anthropischen Denkform aufzudecken. Er liegt in der neuzeitlich-modernen Überzeugung, dass wir Menschen im Entscheidenden, nämlich unserer geistigen Natur nach, von gänzlich anderer Art sind als die Welt. Wir sind *res cogitans* und nicht (wie die Welt) *res extensa*. Insofern sind wir genuine Weltfremdlinge – und als solche können wir uns konsequenterweise nicht mit der wirklichen Welt verbinden, sondern nur zu einer von uns, vom Menschen aus konstruierten Welt gelangen. So folgt das anthropische Prinzip aus dem Ansatz bei der Mensch-Welt-Opposition. In der 5. Vorlesung stelle ich dem – meine Sichtweise einer genuinen Weltverbundenheit des Menschen vorbereitend – Erfahrungen gegenüber, die über den Dualismus von Mensch und Welt hinausweisen und für eine tiefe Weltverbundenheit sprechen. In der 6. Vorlesung wende ich mich der Stellung des Menschen in der Evolution zu und zeige, wie wir bis in unsere kulturellen Aktivitäten hinein durch unser evolutionäres Erbe geprägt sind. Der evolutionär entstandene Mensch ist ein weltgeprägtes und weltverbundenes Wesen. In der 7. Vorlesung wende ich mich speziell der Kognition zu und zeige, wie wir aufgrund der evolutionären Prägung unserer kognitiven Fähigkeiten zu wirklicher Welterkenntnis imstande sind. In der 8. Vorlesung gehe ich einen Schritt weiter und betrachte die Kognition aus dem Blickwinkel der Welt: als eine Strategie des Seins, durch welche dieses nicht nur epistemisch seine eigene Erfassung betreibt, sondern sich auch ontologisch weiter vortreibt.

Seit dem Jahr 2000 bildete «Mensch und Welt» – der Obertitel dieser Vorlesungsreihe – mein Dauerthema. Der Untertitel «Philosophie in evolutionärer Perspektive» signalisiert das Programm dieser Vorlesungen. Als vor 25 Jahren mein Buch *Unsere postmoderne Moderne* erschien, habe ich die Postmoderne als die zeitgenössische Form der Moderne interpretiert. Ich halte das noch heute für richtig. Aber bald begann ich zu überlegen, ob nicht auch eine wirkliche Überschreitung der Moderne möglich bzw. was dafür erforderlich wäre. Die folgenden Vorlesungen präsentieren in komprimierter Form das Ergebnis meines Nachdenkens. Für den kompletten Argumentationsgang verweise ich auf *Homo mundanus* (Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2012).

Zu danken besteht mehrfacher Anlass: der Klassik-Stiftung und vor allem Herrn Dr. Schmidt-Grépalý dafür, dass sie diese Vorlesungen ermöglicht haben; dem Verlag C. H. Beck und Herrn Dr. Raimund Bezold für die spontane Bereitschaft, diese Vorlesungen in so schöner Form zu publizieren; den Diskutanten in Weimar, die mir geholfen haben, meine Überlegungen zu verbessern; und Felix Timmermann, der meine Formulierungen akribisch überprüft und wertvolle Ratschläge beigesteuert hat.

Berlin, den 9. Dezember 2011

Wolfgang Welsch

5. Vorlesung

Erfahrungen einer Gemeinsamkeit von Welt und Mensch

In dieser 5. Vorlesung will ich einige Erfahrungen thematisieren, die über die moderne Annahme einer Mensch-Welt-Opposition und über die Sicht des Menschen als eines Weltfremdlings hinausführen. Diese Erfahrungen überschreiten den Dualismus von Mensch und Welt und geben stattdessen eine tiefe Weltverbundenheit des Menschen zu erkennen. Die Darstellung dieser Erfahrungen soll die Bereitschaft wecken, im Weiteren nach philosophischen Erklärungsmöglichkeiten dieser Weltverbundenheit Ausschau zu halten. Wir sind nicht Weltfremdlinge, nicht Aliens in dieser Welt, sondern wir sind durch und durch welt-einheimische und weltverbundene Wesen. Wir sind von dieser Welt.

1. Rilke: «Erlebnis»

Ich beginne mit einem Zeugnis Rilkes, seinem 1913 verfassten Text «Erlebnis»:¹³⁶

«Es mochte wenig mehr als ein Jahr her sein als ihm im Garten des Schlosses, der sich den Hang ziemlich steil zum Meer hinunterzog, etwas Wunderliches widerfuhr. Seiner Gewohnheit nach mit einem Buch auf und abgehend, war er darauf gekommen, sich in die etwa schulterhohe Gabelung eines strauchartigen Baumes zu lehnen, und sofort fühlte er sich in dieser Haltung so angenehm unterstützt und so reichlich ingeruht, dass er so, ohne zu lesen, völlig eingelassen in die Natur, in einem beinahe unbewussten Anschauen verweilte. Nach und nach erwachte seine Aufmerksamkeit über einem nie gekannten Gefühl; es war, als ob aus dem Innern des Baumes fast unmerkliche Schwingungen in ihn übergingen; er legte sich das ohne Mühe dahin aus, dass ein weiter nicht sichtlicher, vielleicht den Hang flach herabstreichender Wind im Holz

zur Geltung kam, obwohl er zugeben musste, dass der Stamm zu stark schien, um von einem so geringen Wehen so nachdrücklich erregt zu sein. Was ihn überaus beschäftigte, war indessen nicht diese Erwägung oder eine ähnliche dieser Art, sondern mehr und mehr war er überrascht, ja ergriffen von der Wirkung, die jenes in ihn unaufhörlich Herüberdringende in ihm hervorbrachte: er meinte nie von leiseren Bewegungen erfüllt worden zu sein, sein Körper wurde gewissermaßen wie eine Seele behandelt und in den Stand gesetzt, einen Grad von Einfluss aufzunehmen, der bei der sonstigen Deutlichkeit leiblicher Verhältnisse eigentlich gar nicht hätte empfunden werden können. [...] bestrebt, sich gerade im Leisesten immer Rechenschaft zu geben, fragte er sich dringend, was ihm da geschehe, und fand fast gleich einen Ausdruck, der ihn befriedigte, vor sich hinsagend: er sei auf die andere Seite der Natur geraten.»¹³⁷

Ein paar Absätze weiter schreibt Rilke: «Späterhin meinte er, sich gewisser Momente zu erinnern, in denen die Kraft dieses einen schon, wie im Samen, enthalten war. Er gedachte der Stunde in jenem anderen südlichen Garten (Capri), da ein Vogelruf draußen und in seinem Innern übereinstimmend da war, indem er sich gewissermaßen an der Grenze des Körpers nicht brach, beides zu einem ununterbrochenen Raum zusammennahm, in welchem, geheimnisvoll geschützt, nur eine einzige Stelle reinsten, tiefsten Bewusstseins blieb. Damals schloss er die Augen, um in einer so großmütigen Erfahrung durch den Kontur seines Leibes nicht beirrt zu sein, und es ging das Unendliche von allen Seiten so vertraulich in ihn über, dass er glauben durfte, das leichte Aufruhn der inzwischen eingetretenen Sterne in seiner Brust zu fühlen.»¹³⁸

Was Rilke hier beschreibt, ist in der Tat etwas «Wunderliches». Zunächst sucht er noch nach einer rationalen Erklärung: Könnte die Empfindung, dass «aus dem Innern des Baumes fast unmerkliche Schwingungen» in ihn übergehen, nicht einfach daher rühren, dass ein schwacher Wind weht? Aber dann findet sich Rilke zu einer ganz anderen Auslegung gedrängt: dass er «auf die andere Seite der Natur geraten» sei. – Was heißt das?

Erstens ist sein Körper zu einem reinen Sensorium der Natur geworden. «Fast unmerkliche Schwingungen» gehen in ihn über, er ist von einem «unaufhörlich Herüberdringenden» erfüllt, von einem «in seltsam innigen Abständen wiederkehrenden Andrang». Er vermag «einen Grad von Einfluss aufzunehmen, der bei der sonstigen Deutlichkeit leiblicher Verhältnisse eigentlich gar nicht hätte empfunden werden können». Sein Körper ist nicht mehr ein Schutzschild gegen die Welt, dessen Reizschwellen bestimmen, was durchgelangt. Auf einmal geht schier alles durch. Die Schwelle ist gegen Null gesunken, die Grenze aufgehoben, das Weltverhältnis osmotisch geworden: Leiseste Bewegungen dringen ungehemmt ein. Das Empfinden ist ganz weltverbunden, höchst weltinnig geworden.

Zweitens: Bei aller Fremdheit ist dies für Rilke eine Glückserfahrung. Verschiedentlich hatte er in den Jahren zuvor beklagt, dass wir uns den Dingen der Welt immer nur gegenüber befinden, dass wir von ihnen getrennt sind.¹³⁹ Jetzt registriert er das Erlebnis eines ungewohnten und selbstverständlichen Verbundenseins mit den Dingen.¹⁴⁰ Er spricht von dem «nie gekannten Gefühl», «völlig eingelassen in die Natur» zu sein, sich voller Vertraulichkeit in vollkommener «Hingegebenheit» an die Schöpfung zu befinden, Außen und Innen völlig «übereinstimmend» zu erleben.

Drittens: In dieser Erfahrungsform sind die Dinge selbst auf einmal vollkommen gegenwärtig. Das betrifft noch fernste Gegenstände. Rilke glaubt, «das leichte Aufruhn der inzwischen eingetretenen Sterne in seiner Brust zu fühlen», wie wenn «das Unendliche von allen Seiten vertraulich in ihn überginge» – der «Geschmack der Schöpfung» ist «in seinem Wesen».

Viertens ist die Bewusstseinsform neuartig. Es geht nicht mehr um ichliche Aktivität und intentionale Weltstrukturierung. Dergleichen ist nun abgelegt. Stattdessen stellt sich eine andersartige Wachheit und Feinheit des Bewusstseins ein, eine Empfänglichkeit für feinste Schwingungen. Das Bewusstsein wird zum gemeinsamen Ort von Mensch und Welt: «eine einzige Stelle

reinsten, tiefsten Bewusstseins», in der Außen und Innen identisch sind; der «Vogelruf draußen» ist im Inneren «übereinstimmend da», Außen und Innen bilden einen einzigen («ununterbrochenen») Raum. Das Bewusstsein ist zu einer Stätte reiner, ungetrennter Präsenz der Welt geworden.

Rilke ist aus dem üblichen, oppositiven Verhältnis zur Natur und zur Welt in ein symbiotisches hinübergelangt. Er hat die tiefe Einheit mit der Welt erfahren – wo er selbst nicht mehr ein für sich seiendes Subjekt, sondern ein Weltwahrnehmer ist. Er erlebt sich nun als reines Sensorium – als Ort, wo die Welt selbst sich wahrnimmt und erlebt.

2. Cézanne: der Maler als vollkommenes Echo der Landschaft

Nicht nur Dichter wie Rilke (oder auch Hölderlin¹⁴¹) haben die Erfahrung eines solch anderen Weltverhältnisses geschildert, sondern auch Maler haben dies getan, beispielsweise Cézanne. Sein Ideal als Maler, sagte er, sei es, sich in der Natur zu verlieren, ganz so zu werden wie diese: «Ich will mich in der Natur verlieren, mit ihr und wie sie wieder keimen, die eigensinnigen Töne der Felsen haben, die vernünftige Hartnäckigkeit des Gebirges, die Flüssigkeit der Luft, die Wärme der Sonne.»¹⁴²

Cézanne meinte, dass nur so (und nicht etwa durch menschliche Anstrengung) zu erreichen sei, worauf es ankomme: die Natur selbst zur Erscheinung zu bringen. Für den Maler sei entscheidend, nichts von sich aus zu wollen, sondern ein vollkommenes Echo der Natur zu sein. Wo dies gelinge, würden sich die Dinge wie von selbst gestalten und im Gemälde genuin zur Erscheinung kommen: «Die Kunst ist eine Harmonie parallel zur Natur. Das ganze Bestreben des Malers muss die Stille sein. Er muss in sich alle Stimmen der Vorurteile zum Schweigen bringen, vergessen, vergessen, Stille eintreten lassen, ein vollkommenes Echo sein. Dann wird sich auf seiner empfindsamen Tafel die ganze Landschaft einschreiben.»¹⁴³

Cézanne sagte von sich selbst, er sei «ein Sinnenmensch».¹⁴⁴ Aber er war das nicht in der gewöhnlichen Bedeutung. Seine Sinnlichkeit zielte nicht auf Genuss oder dergleichen. Sie war (die Zeitgenossen haben das kritisch vermerkt) nicht auf humane Ziele gerichtet, sondern den natürlichen Erscheinungen als solchen zugekehrt. Nur eine derartige Sinnlichkeit vermag zustande zu bringen, was Cézanne erstrebte und so beschrieb: «Die Landschaft reflektiert sich, humanisiert sich, denkt sich in mir.»¹⁴⁵ – Auch Cézanne war «auf die andere Seite der Natur geraten».

Cézanne spricht nicht von einem singulären Schlüsselerelebnis wie Rilke. Sondern er beschreibt sein lebenslanges Bestreben als Maler. Dieses zielt jedoch auf das gleiche Weltverhältnis, das wir bei Rilke kennengelernt haben: auf eine innige Einheit zwischen welthaftem Sein und menschlicher Erfahrung.¹⁴⁶

3. Erotische Erfahrungen

Müssen wir uns, um die anscheinend ungewöhnliche Erfahrung einer tiefen Weltverbundenheit zu rekonstruieren, auf herausragende Individuen wie Rilke oder Cézanne beziehen? Kennen wir dergleichen nicht aus unserer eigenen Lebenserfahrung?

Für viele Menschen dürfte die Erotik ein Bereich sein, aus dem ihnen solch grenz-überschreitende und Grenzen-auflösende Erfahrungen vertraut sind. Gewiss: Nicht alles in diesem Bereich ist von dieser Art. Das meiste, was heute als Erotik oder Sex gehandelt wird, ist es nicht. Da will man nicht tangiert werden, sondern sich nur erfreuen. Dem dienen Kalkül, Techniken, Ratgeber, Hilfsmittel. Man vergnügt sich – und bleibt, wer man war.

Demgegenüber sei auf zwei andere Möglichkeiten hingewiesen. Die eine ist die große Liebe. Sie überschreitet die Grenzen des Ich. Die Liebenden werden zu einem einzigen Sein, das sich steigert und genießt. Mit diesem gemeinsamen Sein verglichen, wären sie als Einzelne nur noch klein und belanglos. Gewiss, diese Verschmelzung spielt, wie man einwenden mag, «nur» unter Men-

schen, sie hat nicht die Dimension einer Verschmelzung mit der Welt. Dennoch wird auch hier das habituelle Selbstverständnis des Einzelnen überbortet: das Verständnis seiner selbst als eines Individuums – als einer unteilbaren Substanz. Man findet sich, im Gegenteil, plötzlich verbunden und verschmolzen. Diese eine Extremform – die Liebe im emphatischen Sinn – ist viel beschrieben und besungen worden.

Aber es gibt noch ein anderes Extrem. Dieses ist, vergleichsweise, animalischer. Liebe dieser Art mag in Situationen eintreten, wo die gegenseitige Anziehung unwiderstehlich ist – so unwiderstehlich, dass die rascheste Vereinigung, gegen alle kulturellen Regeln und Hemmnisse, gesucht wird. Das Liebemachen wird dann als ein Vorgang erfahren, bei dem nicht wir die entscheidenden Akteure sind, sondern wo ein Größeres und Stärkeres in uns aufbricht und mit uns und durch uns hindurch Liebe macht.¹⁴⁷ Etwas Archaisches, Übermächtiges, Vorzivilisatorisches kommt hoch, die Intensität ist unvergleichlich, wir werden über unsere Grenzen hinausgeführt, jenseits allen ichlichen Tuns und jeder ichhaften Kalkulation. Wir fühlen uns als Ort größerer Kräfte, die sich mit uns und in uns austoben. Nicht-menschliche Mächte machen Liebe in und durch uns.¹⁴⁸

In dieser Form der Erotik sind wir für einige Zeit nicht mehr wie *homines*, sondern eher wie *animalia*.¹⁴⁹ Das ist nicht abwertend gemeint, sondern elementar. Wir erfahren uns mehr als Naturwesen oder als Wesen des Kosmos denn als Angehörige einer zivilisatorischen und urbanen, einer «gesitteten» Welt. – Nach solchem Liebemachen werden die Partner kaum miteinander sprechen. Nur langsam gleiten sie in die zivile Welt zurück. Dort angekommen, sind sie sich zwar noch dessen bewusst, dass sie etwas Großes erfahren haben, aber sie werden es eher bei diesem wortlosen Wissen belassen als es durch Reden kleinmachen wollen.

Auch in der erotischen oder sexuellen Ekstase also lösen sich Grenzen auf. Auch hier werden wir über das selbstbewusste Ich, das sich allem anderen gegenüber glaubt, hinausgeführt. Wir bemerken, dass uns Menschen ein großes Überschreitungs-potential

innewohnt. Wir reichen weiter, als wir glaubten. Die Liebe lässt uns das erfahren. – Aber nicht nur sie.

4. Erfahrung einer tiefen Gemeinsamkeit

Er geht wochenlang an der Küste entlang. Mit der Zeit verändert sich sein Verhältnis zu Wasser und Strand, zu Felsen, Tieren und Wolken. Immer mehr gewinnt er den Eindruck, als wären dies nicht Dinge von wirklich anderer Art als er selbst, sondern als wären diese Dinge und er weithin gleichartig. Nach Monaten wird es ihm zur Evidenz: Wir Menschen sind Gefährten, Verwandte und Partner, Zeit- und Schicksalsgenossen all dieses anderen Seienden, wir und es sind von der gleichen Art, sind aus dem gleichen Stoff.

Was sich in der Situation am Meer zufällig zusammenfindet – die anrollenden Wogen, der am Strand entlanglaufende Vogel, die vorüberziehenden Wolken, der an- und abflauende Wind und er selbst –, steht in einer tiefen Gemeinsamkeit. Alle Dinge sind untereinander verwandt, sind symbiotisch. Nicht, dass die Unterschiede aufgehoben wären: Der feinkörnige Sand, die Felsen im Meer, die Büsche auf den Klippen, sein durchwärmter Körper sind immer noch klar unterschieden. Aber sie erscheinen nicht mehr wie selbständige Gebilde, wie Substanzen von jeweils eigenständiger Art, sondern sie erweisen sich als eigentümlich verwandt, wie Gebilde und Manifestationen einer einzigen und gemeinsamen Welt. Eine wundersame – eine heiter-beglückende – Gemeinsamkeit hat sich aufgetan. Er empfindet, dass er ein Wesen von der gleichen (oder ganz ähnlichen) Art ist wie der Seehund, der ihn anschaut, oder der Felsen, auf dem er ruht. Er steht nicht mehr als Subjekt der Welt gegenüber, sondern ist Teil ihrer geworden. Fortan wird er alle Dinge anders anschauen als zuvor. Er wird sein Denken verändern müssen, um am Ende zu verstehen, wie es möglich ist, dass seine Sicht der Welt eine Sicht der Welt auf sich selbst ist.

Die soeben geschilderte Erfahrung weist eine gewisse Ähnlichkeit mit dem auf, was wir zuvor bei Rilke und Cézanne kennengelernt haben. Aber sie geht auch darüber hinaus. In jenen Beispielen hatte sich vornehmlich der Mensch-Welt-Gegensatz aufgelöst, hier aber schwindet zudem der Gegensatz zwischen den Dingen der Welt. Alle Erscheinungen zeigen sich als eigentümlich verbunden – und der Erfahrende als ihnen zugehörig.¹⁵⁰

Woher – das wird die Frage des Folgenden sein – stammt die hier erfahrene Zusammengehörigkeit, wie ist sie zu erklären? Hat sie ein *fundamentum in re*? Eine vorläufige Antwort kann lauten: All das Genannte entstammt dem Gang der Evolution auf der Erde. In dessen Verlauf sind all diese Gebilde erwachsen – und zwar als interdependente und zusammengehörige Phänomene. Es ist ihre evolutionäre Herkunft und Prägung, die ihre Gemeinsamkeit begründet. Auch wir selbst gehören dazu. Gewiss, jetzt gehen wir hier am Strand entlang und erfahren das Wasser als einen Bereich, der für uns kein möglicher Lebensraum ist. Aber wir waren einmal Fisch. Relikte aus jener Zeit wohnen uns noch inne, und manchmal kann gar ein Gefühl dieses früheren Zustandes in uns aufkommen.¹⁵¹ Auch wir kommen aus der Evolution und haben uns in Interaktion mit all diesen anderen Produkten derselben gebildet. Damit deutet sich an: Die Perspektive der Evolution könnte den Schlüssel bieten, um die genannte Gemeinsamkeit verständlich zu machen. Vielleicht hält sie auch noch weitere ungewohnte Aussichten bereit. Das soll in den folgenden Vorlesungen erprobt werden.